

FRANZ GEORG FRIEDEL

Die Toten begraben

Pastoralsoziologische Überlegungen

Die Notwendigkeit eines Begräbnisritus galt bisher als gesichert plausibel. Es gibt jedoch Anzeichen dafür, daß man mit zunehmender Verdrängung des Todes auch den Verstorbenen selbst einfach verschwinden lassen möchte. Ein Ausfall des Begräbnisritus würde den Menschen eine Möglichkeit mehr nehmen, einen Todesfall trauernd zu verarbeiten und sich dem eigenen Tod zu stellen. Daraus ergeben sich wichtige Aufgaben für die Seelsorge, die der Erfurter Pastoraltheologe darstellt. (Redaktion)

I. Ende einer Selbstverständlichkeit?

Über das Selbstverständliche redet man nicht. Darum war bis in die jüngste Vergangenheit das kirchliche Begräbnis für die Kirchentreuen wie für die sogenannten Fernstehenden — anders als etwa Taufe und kirchliche Trauung — kein Diskussionsthema. Für den Ritus des Ausgangs aus dieser Welt hielt man die Kirche für zuständig, wen sonst? (Für Nichtglaubende, die zu keiner Kirche gehören oder aus ihrer Kirche ausgetreten sind, bieten die Bestattungsinstitute „weltliche“ Feiern mit einem „weltlichen Redner“ an, die im Grunde am Modell einer kirchlichen Feier orientiert sind.) Die Zahl der kirchlichen Beerdigungen entsprach bisher etwa der Zahl der Todesfälle.¹ Das Thema Sterben einerseits und die Vorstellungen und Inhalte, die ein Durchschnittschrist mit dem Begriff „Kirche“ verbindet, scheinen in enger assoziativer Nachbarschaft zu lie-

gen, denn auf die Frage, bei welcher Gelegenheit katholische Christen „am ehesten an Gott denken“, lautete die am häufigsten gegebene Antwort: „bei Trauerfällen“; sie wurde nur von praktizierenden Katholiken übertroffen, die der Meinung waren: „während der Messe“. Für Katholiken, die „ab und zu“, „selten“ oder „nie“ in die Kirche gehen, ist ein Trauerfall der mit Abstand häufigste Anlaß, an Gott zu denken. Er übertrifft noch die Gott-Erinnerung am Weihnachtsfest.² Auch in einem weithin glaubenslosen Land wie der DDR erwartet man — durchaus volksskirchlich — einen Zusammenhang von Trauerfeier und Pfarrer. So werden in den Feierhallen des Erfurter Krematoriums ein Kreuz und eine Bibel zur Verfügung gehalten. Sozusagen als Gegenprobe sei die — freilich nicht demoskopisch abgesicherte — Beobachtung genannt, daß Nichtmehr-Glaubende sich dahin äußern, daß sie Friedhöfe, Beerdigungen, Trauerfeiern und ähnliche Stätten und Gelegenheiten meiden und auch ihren Kindern ersparen möchten.

Auch die Pfarrer beider Konfessionen haben bisher mit Selbstverständlichkeit den von den Gemeindemitgliedern und von der Gesellschaft von ihnen erwarteten Dienst übernommen. Sie sehen freilich Probleme, die z. B. mit der Anonymität des Sterbens in der Großstadt, mit der an einen Fahrplan erinnernden Einteilung und Folge der Trauerfeiern in einer Lei-

¹ Vgl. P. M. Zulehner, *Heirat — Geburt — Tod. Eine Pastoral zu den Lebenswenden*, Wien, Freiburg, Basel 1976, 209f.; P. Krusche, *Das Begräbnis*, in: H.-D. Bastian, D. Emeis, P. Krusche, K. H. Lütcke, *Taufe, Trauung und Begräbnis. Didaktischer Leitfaden zum kirchlichen Handeln*, München und Mainz 1978, 103ff.

² G. Schmidtchen, *Zwischen Kirche und Gesellschaft. Forschungsbericht über die Umfragen zur gemeinsamen Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland*, Freiburg, Basel, Wien 1972, 218f.

chenhalle, mit der auch bei gutem Willen nicht mehr gelingenden Vorbereitung der kirchlichen Feier mit den Angehörigen zu tun hat. Die funktionelle Seite der Aufgaben dominiert dabei über die kommunikative. Der Pfarrer hat ein ungutes Gefühl. Er, der eigentlich Trost und Sinn vermitteln möchte, fühlt sich zum Zereemonienmeister degradiert. Die früher in homiletischen Vorlesungen der Seminarzeit gehörte „missionarische Chance“ der Kasualpredigt — speziell anlässlich eines Todesfalles („So viele Nichtglaubende haben Sie nur selten vor Ihrem Ambol“) wird von Seelsorgern mit längerer Erfahrung im Beerdigungsdienst bezweifelt.³ Dennoch steht fest, daß das Begräbnis ein wichtiger kirchlicher Dienst an den Menschen ist: Das Werk der Barmherzigkeit „die Toten begraben“ darf nicht der Beliebigkeit überlassen werden. Es wird so sehr für typisch kirchlich gehalten, daß bei der entsprechenden Umfrage der Würzburger Synode nur 20 % der befragten Katholiken der Meinung waren, eine Beerdigung könnte „auch von Laien übernommen werden“. 75 % der Antworten rechneten die Beerdigung zu den kirchlichen Akten, die „auf keinen Fall von Laien übernommen“ werden können.⁴

Der kirchliche Übergangsritus in das jenseitige Leben wird als Selbstverständlichkeit angesehen; er besitzt eine hohe gesellschaftliche „Plausibilität“. Es ist jedoch nicht uninteressant, im Katechismus nachzuschauen, ob, wie und wo dieses in den Augen kirchlich engagierter wie

distanzierter Christen so wichtige Sakramentale zur Sprache kommt. Auffallenderweise taucht das Thema Begräbnis in vielen Katechismen überhaupt nicht auf; sie interessieren sich in erster Linie für die Lehre, nicht für das Leben der Kirche. Das ist merkwürdig, denn die Orthodoxie hat es immer auch mit der Orthopraxie zu tun. Richtiges oder falsches Glauben läßt sich vor allem an der Glaubenspraxis ablesen.⁵ Eine Reihe von Katechismen beschreibt das Abschiednehmen von einem verstorbenen Christen im Zusammenhang mit den „Letzten Dingen“.⁶ Der vor einem Jahr erschienene Katechismus der Bischöfe Belgiens setzt die „funérailles“ in Beziehung zur Eucharistie: Die Gemeinde versammelt sich und feiert das Paschamysterium. Sie bleibt mit dem Verstorbenen in Gemeinschaft, weil sie mit Jesus Christus in Gemeinschaft ist. „Ob tot oder lebendig, wir bleiben vereint im Leibe Christi.“⁷ Die Katechismen sollten doch auch selbstverständliche Vorgänge des kirchlichen Lebens wie das Begräbnis neu durchdenken; sie sollen darüber Auskunft geben, was geschieht, wenn ein Christ begraben wird, vielleicht auch, welchen Rang die dadurch vermittelte Botschaft in der „Hierarchie der Wahrheiten“ hat.

II. Gründe für eine Neubewertung oder Entwertung des kirchlichen Begräbnisses

In der Gegenwart scheint die Selbstverständlichkeit, mit der die kirchliche Beer-

³ Diesem Zweifel wird auch in der praktisch-theologischen Literatur Ausdruck gegeben: R. Bohren, *Unsere Kasualpraxis — eine missionarische Gelegenheit?* In: *Theologische Existenz heute*, 1968, 147; ders., *Die schier unmögliche Möglichkeit der Grabrede*, in: *PrTh* 1962, 492—513.

⁴ Schmidtchen, a.a.O. 234.

⁵ Der Katechismus Romanus übergeht das Thema Begräbnis, der „Katholische Erwachsenenkatechismus“ von 1985 erwähnt „Beerdigungsgebete“, um auf die Praxis einer für die Verstorbenen betenden Kirche hinzuweisen.

⁶ Der sogenannte „Grüne Katechismus“ (KKBD) erwähnt das Begräbnis im Zusammenhang der letzten Dinge, sein Nachfolger „Glauben — Leben — Handeln“ setzt es in Beziehung zur „Hoffnung für die Verstorbenen“. „Grundriß des Glaubens“ stellt das Begräbnis sozusagen als Anhang in den Zusammenhang der sakramentalen Sorge für Kranke und Sterbende, „Botschaft des Glaubens“ stellt es in den Kontext von „Tod und Auferstehung“.

⁷ Les Évêques de Belgique, *Livre de la Foi*, Bruxelles 1987, 120.

digung nicht nur von der Gemeinde, sondern auch von der Gesellschaft akzeptiert wurde, im Schwinden begriffen zu sein. Nachdem in den siebziger Jahren die Taufe und in den achtziger Jahren die kirchliche Trauung ihre Plausibilität verloren haben und bei vielen in eine Grundsatzdiskussion geraten sind, dürfte für die neunziger Jahre das kirchliche Begräbnis — vielleicht sogar die Bestattung als Erfüllung eines allgemein religiösen Bedürfnisses angesichts des Todes — zum Problem werden. Wenn wir nach Gründen für diesen Trend fragen, seien mit aller Vorsicht folgende genannt:

1. Anonymität

Sterben und Tod sind in unserer modernen Massengesellschaft etwas anderes geworden als sie es in einer mehr agrarisch-kleinstädtisch geprägten Gesellschaft waren. Trotz der Todesanzeigen in den Zeitungen und der Information über das Sterben herausragender Künstler, Wissenschaftler oder Politiker im Fernsehen ist der Tod in der Öffentlichkeit ausgegrenzt und bleibt, außer bei den genannten Ausnahmen, auf den kleinen privaten Raum der Familie, der Freunde, der Nachbarn beschränkt. Nur der „ferne“ Tod — im Libanon oder am Persischen Golf — erreicht uns, aber nur als „Meldung“, als Medieninformation und somit fast als Konsumartikel; der „nahe“ Tod vollzieht sich unter Ausschluß der Öffentlichkeit in Kliniken und Altersheimen. Man ist nicht dabei. Mit Sterben und Tod haben Fachleute zu tun, nicht die Menschen der Durchschnittsbevölkerung. Selbst der engste Familienkreis überläßt den sterbenden Angehörigen gern den Spezialisten: Der Krankenhausarzt teilt den Hinterbliebenen die endgültige Ergebnislosigkeit seiner Bemühung mit, der Bestatter arrangiert die Beerdi-

gung und die damit verbundenen Formalitäten, der Pfarrer führt die Beerdigung durch und der praktische Arzt verschreibt Beruhigungsmittel.⁸

Wir stehen in einer merkwürdigen Situation. Wir wissen in einem Ausmaß wie nie zuvor, wo und wie in der Welt gestorben wird. Wir kennen die Statistiken der Kindersterblichkeit und die Selbstmordraten der einzelnen Länder, aber wir haben keinen Kontakt mit dem Tod. Viele Menschen haben bis ins hohe Alter nie eine Leiche gesehen. Sterben und Tod sind anonym geworden. Der *vita communis* entspricht nicht mehr die *mors publica*.⁹ Die Medien berichten häufig über Spezialprobleme, die mit Sterben und Tod zu tun haben, über Herztod und Hirntod, über Intensivmedizin, passive und aktive Euthanasie, über die Frage, ob die Gesellschaft sich auf die Dauer den „Luxus“ der Erdbestattung leisten können usw., aber der Tod als Tod, der Tod, der auch auf den Leser solcher Berichte zukommt, wird nicht wahrgenommen. Das eigene „arme Herz“ bleibt unbeteiligt.

2. Verdrängung

Es scheint, daß unsere technisch bestimmte, „digitalisierte“ Welt mit dem Tod nichts anfangen kann. Man möchte möglichst wenig mit ihm konfrontiert werden. Elisabeth Kübler-Ross hat darauf hingewiesen, daß sich Abwehrmechanismen selbst bei jenen entwickeln können, die — als Arzt, Schwester oder Geistlicher — professionell mit Sterbenden zu tun haben. Menschen, die dem Tod nahe sind, spüren aber diese auf möglichst indirekte Kommunikation abzielende Zurückhaltung, den „Mangel innerer Beteiligung“.¹⁰ Aufmerksame Pfarrer, die auf eine längere Seelsorgepraxis zurückblicken, berichten von der Erfahrung, daß Hinterbliebene öfters den

⁸ Vgl. Y. Spiegel, *Der Prozeß des Trauerns*, 1977, 139.

⁹ E. Jüngel, *Tod*, 1971, 44.

¹⁰ Vgl. E. Kübler-Ross, *Interview mit Sterbenden*, Stuttgart 1971, 212f.

Wunsch äußern, beim Begräbnis möge alles möglichst „kurz gemacht“ werden, die Feier möge ganz sachlich und emotionsfrei ablaufen.¹¹ Diese Menschen möchten sich eben dem Gedanken an den Tod nur so lange als unbedingt nötig aussetzen und schnell und möglichst unbetroffen in den Alltag zurückkehren. Manchmal wird Tod und Sterben geradezu tabuisiert und Bemerkungen darüber werden als unpassend empfunden.¹²

Die Verlegenheit gegenüber dem Tod scheint zuzunehmen. In der Novelle „Der fremde Freund“ erzählt Christoph Hein vom Leben einer geschiedenen Ärztin mit ihrem Freund Henry. Nach seinem plötzlichen Tod ist sie erst unschlüssig, ob sie zur Beerdigung gehen soll, entscheidet sich aber für eine Teilnahme: „Je näher ich dem Friedhof kam, desto beklommener wurde mir. Mir fiel ein, daß ich den ganzen Tag über nicht an Henry gedacht hatte. Trotzdem konnte ich auch jetzt nur das eine denken: daß ich mich seiner erinnern sollte. Ich konnte noch umkehren und nach Hause fahren, meinen Fotoapparat schnappen und irgendwo fotografieren. Ich hatte einen freien Nachmittag, und Henry erwartete sicher nicht, daß ich ihm ‚das letzte Geleit‘ gebe. Beerdigungen und Krankenbesuche bei Bekannten waren für ihn so etwas wie fremde Ehestreitigkeiten, die man mit anhören mußte. Sie sind unangenehm und machen passiv. Vertane Zeit. Atavistische Totenkulte. Ein uneingestandenes Spiel mit einer noch immer nicht aufgegebenen Ewigkeit. Oder ein höhnisches Triumphieren: wer trägt wen zu Grabe. Schließlich, es gibt Beerdigungsinstitute, die es professionell erledigen, optimal. Wozu die persönliche Anwesenheit. Zusammengehörigkeit mit einer Leiche? Woher rührt das Interesse, beim Verbuddeln, Verbrennen dabeisein zu wollen? Zu müssen. Der, den man liebte, ist es nicht. Ich hatte gehofft, Henry würde in Dresden beerdigt werden. Dresden ist weit, die Entscheidung, nicht hinzugehen, wäre mir leichtgefallen.“ (Berlin und Weimar 1982)

Wer dem Tod, dem eigenen oder dem der anderen, nicht mehr begegnen kann oder begegnen will, kann auch nicht trauern. Er kann den Verlust eines nahen und lieben Menschen nicht „verarbeiten“. Er wird in dem Prozeß kein anderer; es gibt keine heilende Erneuerung, im Gegenteil, die vorzeitige Distanzierung von Gefühlen und das stoische Verhalten, welches vortäuscht, es sei „nichts gewesen“, läßt unbewältigte Ängste und zerstörerische Schuldgefühle unkontrolliert und untergründig weiterwirken.¹³

3. *Das Schwinden von Metaphysik*

Bei Funden aus vorgeschichtlicher Zeit ist die Bestattung von Toten — wie auch die Verwendung von Feuer — ein Zeichen dafür, daß es der Paläontologe mit Menschen, mit menschlicher Kultur, mit Zeichen von Hoffnung über den Tod hinaus zu tun hat. Bestattung ist immer mehr als die Beseitigung einer Leiche. Sie hat außer der hygienischen eine religiöse Seite. Wie bei der Geburt, bei welcher der natürlich religiöse Mensch nach der Herkunft fragt, stellen sich Fragen bei Tod und Bestattung, die Fragen, wohin gehen wir? oder — wie Kant es formuliert hat — „was dürfen wir hoffen“? Seit ältester Zeit ist der Tod und

¹¹ Vgl. P. Krusche, a.a.O. 135f.

¹² Geoffrey Gorer berichtete schon vor drei Jahrzehnten, das Wort „Tod“ dürfe „in einer großen und angesehenen Tageszeitung, dem in Boston erscheinenden Christian Science Monitor, niemals gedruckt werden“: Die Pornographie des Todes, in: Der Monat 16 (1956), Nr. 92, 61. — Durch Sprachregelungen versuchen amerikanische Bestattungsinstitute das Faktum Tod zu umgehen. Vgl. Jessica Mitford, Der Tod als Geschäft, Frankfurt 1966, 58.

¹³ A. und M. Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München 1968; P. Krusche, a.a.O. 136 f, 156.

das, was mit ihm zusammenhängt, ein Ereignis, das für Fragen öffnet, ist metaphysikfreundlich: „Philosophieren heißt Sterben lernen“.¹⁴ Wenn aber eine religiöse oder, im eben zitierten Sinn, philosophische Weltbetrachtung zugunsten eines naturwissenschaftlich-technischen und zupackenden Weltverständnisses schwindet, dann muß auch das sozusagen schöpfungstheologische Vorverständnis für Tod und Begräbnis bzw. eine feierlich gestaltete Vorbereitung der Kremation sich ändern. Wenn vom Gedankenzusammenhang „Tod“ am Ende nur „exitus“ übrig bleibt, dann kann eine Frage oder ein Gedanke an ein „ekei“, ein „Drüben“, wie Plato es nennt,¹⁵ gar nicht aufkommen. Ein „Adieu“ am Ende ist sinnlos, wenn es kein „A Dieu“ sein kann.¹⁶ Man läßt es ehrlicherweise bleiben. So ist es ganz logisch, daß das Interesse an kirchlichem Begräbnis und religiöser Trauerfeierlichkeit in den „ungläubigen“ Ländern Europas nachzulassen beginnt. Die dänischen Steinmetze haben es zuerst bemerkt, sie bekamen weniger Aufträge für Grabsteine. Zunehmend verzichteten die Hinterbliebenen auch auf eine Feier. Die Toten verschwanden im eigentlichen Sinn sang- und klanglos. Diese Bewegung ist nun im Übergreifen auf die südlichen Nachbarländer Schleswig-Holstein und die DDR. Trauerfeiern, die man dort nicht mehr beim Pfarrer erbittet, fallen auch nicht mehr den sogenannten „weltlichen Rednern“, die in der DDR nicht ungewöhnlich sind, zu. „In 50 Prozent der Fälle, so schätzt man in einer größeren thüringischen Stadt, verzichten die Angehörigen überhaupt auf eine Feier.“¹⁷ Oft wird auf jegliche Erinnerung verzichtet, man läßt die Asche des Verstorbenen auf den „Grü-

nen Rasen“ streuen — so nennt man inzwischen die Stelle, die auf jedem größeren Friedhof für die Toten, für die es kein sichtbares Erinnerungszeichen gibt, eingerichtet ist. Dieses „Erinnerungsverbot“ geht oft von alternden Menschen selbst aus, die ihren Kindern entweder die Mühe der Grabpflege ersparen wollen oder ihnen diese überhaupt nicht zutrauen.

Wir sehen an solchen Phänomenen, wie kirchliche und allgemein gesellschaftliche Werte sich immer weiter voneinander entfernen. Wir können darin sicher ein Zeichen von Ehrlichkeit sehen, aber doch auch einen Verlust an Humanität.

III. Die christliche Gemeinde und ihre Sorge für das Lebensende

Die christliche Gemeinde wird solche Entwicklungen zunächst nüchtern zur Kenntnis nehmen und erkennen, daß inzwischen auch beim Thema Beerdigung volksskirchliche Erwartungen an die Kirche zurückgehen. Diese Einsicht mag zunächst mit einem Gefühl der Entlastung verbunden sein, das mit dem Gedanken zusammenhängt, die Meinung vieler Leute, daß die Kirche hauptsächlich eine Art Bestattungsinstitut ist, sei nun nicht mehr länger möglich.

Dann aber müssen solche Einsichten zu praktisch-theologischem Umdenken führen. Sehr vereinfachend und pauschal könnte man diese Konsequenz nennen: Einfügung in Zusammenhänge.

1. Gemeindebezug

Bislang war die Beerdigung eine von einem kirchlichen Vertreter gestaltete Familienfeier. Die Familie, Freunde und Bekannte — auch aus der Pfarrgemeinde

¹⁴ Michel de Montaigne, Essays, Kapitelüberschrift zu I, 19.

¹⁵ Phaidon, 64 a.

¹⁶ Livre de la Foi, 120.

¹⁷ G. Müller, Wirkungen eines Tabus, in: Glaube und Heimat (Evangelische Kirchenzeitung für Thüringen) 43 (1988), Nr. 14; vgl. J. Rosbach, Mit dem Tod ist Schluß. Jeder zehnte Verstorbene wird anonym bestattet — Krise der Todesverarbeitung? In: DIE ZEIT, 1983 Nr. 26, 45.

— kamen zum Abschied eines Toten zusammen, oft in einer kommunalen Leichenhalle und nicht an einem kirchlichen Ort. Vor allem in der Großstadt war das Begräbnis ein punktuelles Geschehen, dem höchstens die Anmeldung mit einer kurzen Vorbesprechung voranging. Zwar wird die Notwendigkeit einer späteren Kontaktnahme mit den Trauernden in vielen pastoral-theologischen und pastoral-psychologischen Veröffentlichungen betont, aber in der Praxis einer großen Gemeinde mit nur einem Pfarrer ist ein Besuch bei jeder Familie eines Verstorbenen, der ja vor allem in der „regressiven Phase“ der Trauer¹⁸ stattfinden soll, nahezu unmöglich. In früheren Zeiten, mit kleinstädtischer Gesellschaftsstruktur, hielt die Gemeinde durch Gottesdienste am 3., 7. und 30. Tag, sowie am Jahrestag des Todes mit den Hinterbliebenen einen liturgischen Kontakt, dem in kleinen Gemeinden ganz natürlich ein menschlicher entsprach. Dieser Gemeindebezug ist neu zu entdecken. Die Trauer mit den Trauernden, die Hilfe bei der Trauerarbeit (Freud) ist nicht nur Sache des Pfarrers. In unseren Gemeinden müßte darauf hingearbeitet werden, daß geeignete Gemeindemitglieder — Menschen, die ein Verhältnis zum eigenen Tod gewonnen haben und vielleicht schon einmal eine Trennungssituation durchlitten haben — gefunden werden und psychologisch geschult werden, um den Trauernden beistehen zu können. Es ist in unserer Zeit notwendig, daß Talente bzw. Charismen nicht nur entdeckt werden, sondern auch Anleitung

und Ausbildung erfahren. Solche Arbeit soll ehrenamtlich sein. Man muß nicht einen neuen kirchlichen Beruf „Trauerhelfer“ einführen. Eine diakonisch verstandene Kasualpraxis muß auf jeden Fall die Gemeinde einbeziehen.¹⁹

Ein Gemeindebezug könnte auch dadurch hergestellt werden, daß zum Gebet für die in letzter Zeit Verstorbenen aufgefordert wird, daß ihre Namen bei der Bitte für die Verstorbenen im Hochgebet genannt werden, daß bei der Begräbnisansprache die Zugehörigkeit zur Gemeinde erwähnt wird. Da, wo die Angehörigen den Pfarrer nicht zu einer Trauerfeier bitten und wo kein kirchliches Begräbnis mehr stattfindet, sollte die Gemeinde das Requiem — als in diesem Fall einzige Abschieds- und Übergangsfeier — bewußt erleben. Die „Funérailles“ sollen nicht nur im Katechismus in der Nähe der Eucharistie angesiedelt sein.

2. Verkündigung

Die Einbeziehung der Begräbnisfeier in den größeren Zusammenhang der Gemeinde geschieht auch im Rahmen der Verkündigung.

Die Gemeinde ist die Stelle, wo die Erinnerung an Jesu Leben, seinen Tod und seine Auferstehung nicht nur festgehalten, sondern sakramental gefeiert wird. Des Vergangenen wird gedacht, aber auf eine Weise, die es weiter präsent macht und mit der Zukunft verknüpft. Der Ruf „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und Deine Auferstehung preisen wir, bis Du kommst in Herrlichkeit“ ist nicht nur eine liturgische

¹⁸ Ausgehend von Überlegungen von K. Abraham und S. Freud, teilt man den Verlauf der Trauer in vier Phasen ein. Die „Schockphase“ ist die erste nur Stunden dauernde Reaktion auf die Todesnachricht, eine Art Erstarrung. In der „kontrollierten Phase“ hat der vom Verlust Betroffene sich wieder in der Hand. Der Selbstkontrolle entspricht eine gewisse Kontrolle durch Angehörige und Freunde. In der „Phase der Regression“ (etwa ein Vierteljahr nach dem Verlust) wird dem Hinterbliebenen die Größe seines Verlustes klar, er reagiert mit starker Verletzlichkeit und Resignation bis hin zur Gefahr, das eigene Leben wegzuworfen. In der „adaptiven Phase“, die etwa dem sogenannten Trauerjahr entspricht, wird allmählich eine neue Daseinswelt aufgebaut. Nach und nach wendet sich der Trauernde dem Leben und seinen Aufgaben wieder zu. Vgl. Y. Spiegel, *Der Prozeß des Trauerns*, 1977, 57–86.

¹⁹ Vgl. E. Winkler, *Seelsorge an Kranken, Sterbenden und Trauernden*, in: *Handbuch der Seelsorge*, Berlin 1983, 416–427.

Aklamation, sondern auch eine kerygmatische Grundaussage, und es ist — gleichsam mystagogisch — daran zu erinnern, daß eine Gemeinde, die aus Getauften besteht, deshalb auch als eine Gemeinschaft der mit Christus Gestorbenen, Begrabenen und Auferstandenen (Röm 6,3—11) anzusprechen ist. Deswegen kann das Thema „Tod“ nicht nur der Verkündigung am Grabe oder am Allerseelentag vorbehalten sein; es gehört legitim an viele Stellen der Verkündigung im Laufe des Kirchenjahres und zwar in dialektischer Betrachtung: Tod *und* Auferstehung, Angst vor dem Sterben *und* Hoffnung über den Tod hinaus; Bereitschaft, am heutigen Tag für unsere Welt und ihre Menschen da zu sein *und* Erwartung des neuen Himmels und der neuen Erde (Offb 21,1); das auf den Zerfall zugehende Produkt der Evolution *und* das von Ewigkeit her geliebte Geschöpf; die „Leiden dieser Zeit“ *und* „die Herrlichkeit, die an uns offenbar wird“ (Röm 8,18). Weil die Kirche nicht nur in der Dimension der Zeit lebt, in welcher Leben, Planungen und Hoffnungen immer unter dem Vorbehalt des Todes stehen (vgl. Jak 4,13—16), sondern auch unter den Verheißungen Gottes, kann sie ungeniert auch von der Furchtbarkeit des Todes, von der Vergeblichkeit und Vergänglichkeit, vom Seufzen der Schöpfung (Röm 8,22), von der Frustration der Lebenshoffnungen sprechen. Sie darf die Tabuisierung des Todes nicht mitmachen; euphemistische Rede über „das Furchtbare“ ist ihr nicht gestattet. Heutige Prediger können dafür bei ihren Kollegen aus der Barockzeit einiges lernen.

Das Kirchenjahr hält in reichlichem Maße sozusagen natürliche Gelegenheit der Verkündigung über Tod *und* Leben bereit, etwa das Triduum Sacrum der Karwoche, die Feste der Martyrer, die Sonntage, an denen das Evangelium Jesu Einsatz für das Leben schildert. Wo wir eine solche durchgehende Linie der Verkündigung finden,

da handelt die Predigt bei der Beerdigung nicht von einem ganz anderen Thema; im Gegenteil, sie betrifft das oft Gehörte. Es gibt den Effekt des Wiedererkennens, jetzt aber in der konkreten Situation des Verlustes, der Trauer, vielleicht der Versuchung zur Verzweiflung. In der Begräbnispredigt wird eine oft als „allgemein“ empfundene Wahrheit *meine, deine und unsere* Wahrheit, die an diesem Augenblick ergriffen werden muß. Es handelt sich um den Ernstfall, in dem der Glaube zeigt, was er leistet. Die Predigt anläßlich des „Casus“ des Todes legt — wie jede Kasualpredigt — das Wort Gottes angesichts einer Situation aus und stellt den Tod, den Lebensgang des Verstorbenen, die Betroffenheit der Angehörigen und die menschliche Verbundenheit der Gemeinde mit ihnen ins Licht der Offenbarung. Deswegen muß eine Beerdigungspredigt mehr sein als die Darbietung einer Lehre; sie erzählt, sie erinnert sich, sie spricht Klagen aus, sie tröstet und stärkt, sie stellt Verbindungen her zwischen dem Leben des Verstorbenen und der Gemeinde, zwischen diesem Abschiedsgottesdienst und der sonntäglichen Eucharistiefeier, sie zeigt den Zusammenhang der Situation eines offenen Grabes mit dem immer schon verkündeten Evangelium.

3. Stellvertretung

Natürlich ist es nicht möglich, daß eine ganze Gemeinde an einem Begräbnis teilnimmt; eine nahezu vollzählige Teilnahme gibt es nicht einmal beim Tode eines viele Jahre eine Gemeinde leitenden, beliebten Pfarrers auf einem Dorf. Dennoch ist der Gemeindebezug im Auge zu behalten, vor allem dann, wenn die volk-kirchliche Trauerfeier ihre Selbstverständlichkeit verliert.

Der Begräbnisgottesdienst ist mehr als eine familiäre Trauerfeier. Wie kann das gesellschaftlich sichtbar werden? Problemlos geschieht das da, wo christliche-

und örtliche Nachbarschaft zusammenfallen; nahezu unsichtbar bleibt hingegen die Beziehung zur Gemeinde in der Großstadt. Hier erleben wir manchmal Abschiedsfeiern, die den Namen „Feier“ nicht verdienen, einmal deswegen, weil niemand da ist, der Abschied nehmen möchte, dann aber auch deshalb, weil der Tote und der Pfarrer manchmal die einzigen sind, die mit Kirche und Glaube verbunden sind, bzw. waren. Derartige „Feiern“ trösten nicht, sondern sie erzeugen Depressionen. Viele Pfarreien haben für mancherlei Anliegen Initiativkreise, Ausschüsse oder Subgruppen, z. B. für die Caritasarbeit, für die Sorge um die Dritte Welt, für die Solidarität mit Ausländern, für Frieden und Gerechtigkeit, für das ökologische Anliegen, für regelmäßige Hausbesuche. In einer Großstadtgemeinde gibt es vermutlich genügend ältere Frauen und Männer, die das Anliegen einer „Beerdigungsbruderschaft“ positiv aufnehmen könnten. Sie repräsentieren dann die Gemeinde bei der Aussegnung des Verstorbenen und helfen mit, daß aus einer Abfolge von festgelegten Riten ein menschlicher und christlicher Gottesdienst wird. Im christlichen Mittelalter nahmen sich solche Bruderschaften besonders der Fremden an, die anonym und unterwegs starben, um ihnen ein „ehrliches“ Begräbnis zu ermöglichen.²⁰ Eine Belebung des Anliegens einer derartigen „confraternitas exulum“ würde mehr sein als die Errichtung einer neuen Gruppe in der Gemeinde. Sie wäre im eigentlichen Sinn eine Hoffnungsträgerin.

Aus der Sozialpsychologie wissen wir, daß es sich beim Begräbnis um ein Ritual handelt. Rituale regeln Lebenssituatio-

nen, denen der einzelne nicht ohne weiteres gewachsen ist; sie stellen Verhaltensmuster bereit, in die die Betroffenen sozusagen hineinschlüpfen können; sie helfen ihnen, ungewohnte und kritische Situationen zu bestehen. Sie müssen nicht beim Punkt Null anfangen und darüber nachdenken, wie dieser Fall durchgestanden werden kann. „Der Mensch lebt als ritualisiertes Wesen“.²¹ Das Beerdigungsritual liefert Verhaltensschemata, mit deren Hilfe Trauerklage oder Mitgefühl ausgedrückt werden können. Es stellt — nicht nur verbal — Möglichkeiten bereit, in denen Abschied und Loslösung sich vollziehen können. Es ruft auf zum Gedenken und zur Fürbitte, es bestätigt in der Würdigung des Toten das Selbstwertgefühl der Familie. Es gewährt den Hinterbliebenen Schutz und Schonung. Es ermöglicht Gefühlsausdruck, aber es kanalisiert ihn zugleich. Es bietet in einer verzweifelter Situation Sinn an. Das Begräbnisritual, aber auch eine Trauerfeier vor einer Einäscherung oder die mit der Trauerfeier verbundene Totenmesse, ist ein wichtiger Schritt in eine neue, menschlich und im Glauben zu bestehende Situation.

Dieses Ritual vollzieht sich im Zusammenspiel von Partnern, in „symbolischer Interaktion“ von Hinterbliebenen, von Pfarrer und Gemeinde. Die Beteiligten begleiten im Ablauf der Handlung den Toten symbolisch auf einem Weg, dessen erste Station der Schoß der Erde ist — „Von der Erde bist du gekommen, zur Erde kehrst du zurück“ —, der aber weiterführt zum ewigen Leben: „Der Herr aber wird dich auferwecken“.²² In dieser Interaktion des Begräbnisritus ist jeder Teilnehmer bzw. jede Gruppe wichtig; fehlt die Grup-

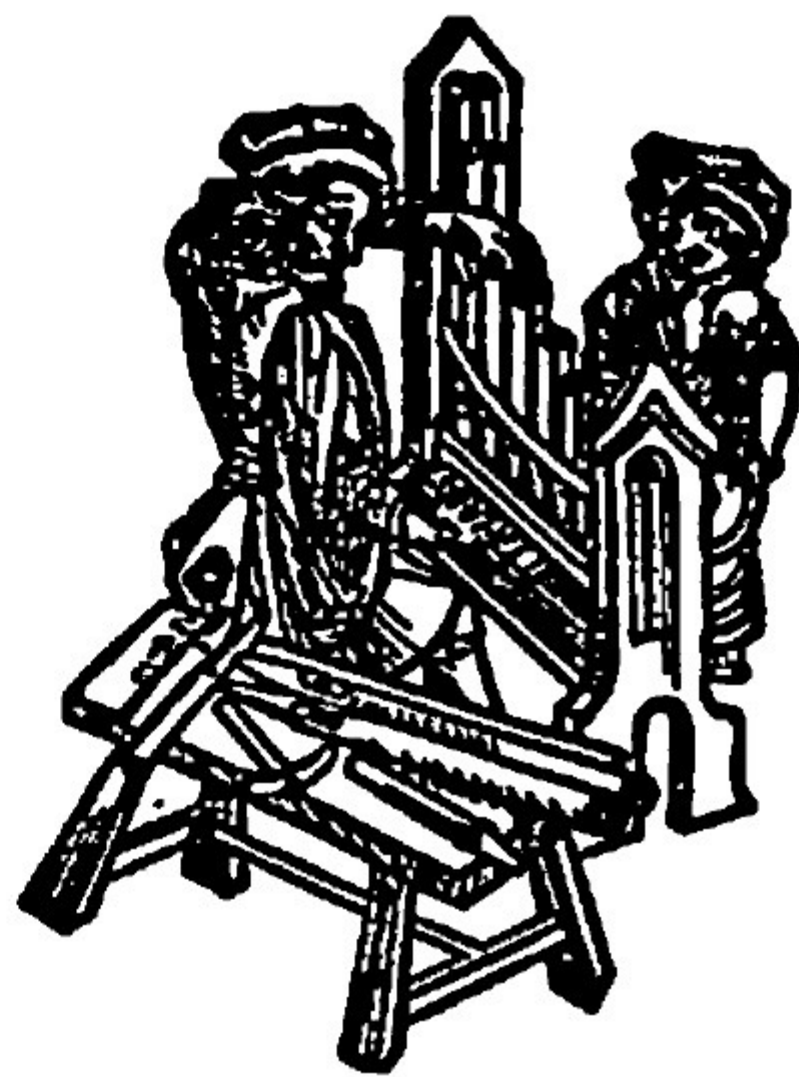
²⁰ Vgl. F. Grass/G. Schreiber, Bruderschaft, in: LThK (2. Aufl.) II, 719—721.

²¹ M. Josuttis, Vorläufige Erwägungen zu einer praktisch-theologischen Theorie der Sakramente, in: *Diakonia* 7 (1976) 299 ff.

²² Vgl. P. M. Zulehner, a.a.O. 211 f.; E. Schulz, „Trauernde trösten“. Ein pastoral-theologisches Postulat an Seelsorger und Gemeinden, in: E. Schulz/H. Brossecker/H. Wahl (Hg.), *Den Menschen nachgehen* (Festschrift für Hans Schilling), St. Ottilien 1987, 242 f.

pe der Mitchristen, welche die Gemeinde vertritt, so entfällt das Angebot der Solidarität mit den Hinterbliebenen, das in der Situation von Trennung und Trauer überaus wichtig ist. Deshalb ist die Vertretung der Gemeinde, eine „Bruderschaft vom Geleit auf dem letzten Weg“ für eine christliche Beerdigung konstitutiv. Die

geschilderten deprimierenden Eindrücke von mancher Beerdigung hängen mit dem Defizit an Interaktion oder dem Ausfall von Partnern zusammen. Wo aber alle Interaktionsteilnehmer christlich ihren Part im Ensemble übernehmen, wird der Abschied eines Menschen von dieser Welt eine Feier des Glaubens.



OBERÖSTERREICHISCHE ORGELBAUANSTALT

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

Geschäftsführender Gesellschafter:
Orgelbaumeister Helmut Kögler

A-4490 St. Florian bei Linz

Telefon (0 72 24) 247, nach Dienstsclluß 89 31

Kanisius Verlag Freiburg/Schweiz

Neuerscheinungen

Vinzenz Felder

Täglich am Krankenbett

Erlebnisse und Erfahrungen

In diesem Buch erzählt der Autor, Krankenhausseelsorger, von ergreifenden Erfahrungen am Krankenbett. Angehörigen und Kranken gibt er wichtige und praktische Anregungen zur Begleitung von Kranken und Sterbenden.

108 S., broch., Fr. 14.80

Adolf Fuchs

Werde Mensch

Meditation zum Kirchenjahr und Erlebnisse mit Mitmenschen, die Zuversicht ausstrahlen und Mut machen.

96 S., ill., broch., Fr. 12.80

Guido J. Kolb

Herbergsuche

Lebensnahe und von echter Menschlichkeit geprägte Weihnachtsgeschichten. Ein ergreifendes Geschenkbuch!

116 S., Klappenbroschur, Fr. 14.80

Bruno Stephan Scherer

Nahe bist DU

Gebetsgedichte zum Kirchenjahr C

72 S., broch., Fr. 10.—

Johannes Messner

Selbstverwirklichung ist gefragt

32 S., geh., Fr. 3.50

HEROLD Verlagsauslieferung, Piaristengasse 9, 1081 Wien. Tel. 0 22 2/42 41 38